



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Der hervorragende Soldat, der soeben aus dem Leben geschieden ist, Feldmarschall Graf Waldersee, hat seit seiner Rückkehr aus China in engem Kreise immer wieder auf die Unvermeidlichkeit der Entwicklung in Ostasien, der wir jetzt beiwohnen, und insbesondere auf das zu gewärtigende Hervortreten Amerikas hingewiesen. Auch die Sorge um unsere deutschen Zukunftsinteressen sprach dabei mit. Amerikas Stellung zu Japan erklärt sich einerseits aus seinen Handelsinteressen, die es mit Japan und der Mandchurei verknüpfen, andererseits aus seinem Anspruch auf die Hegemonie auf dem Großen Ozean. Will Amerika diesen Anspruch behaupten, so muß es mit Japan Freund oder Feind sein. Einstweilen fordern seine Interessen ein freundschaftliches Verhältnis, wobei die noch unzureichende Stärke der amerikanischen Flotte und das englisch-japanische Bündnis entscheidend in das Gewicht fallen. Vorläufig wird dieses Bündnis wenigstens auf der asiatischen Seite des Ozeans der amerikanischen Hegemonie noch einen festen Niegel vorgeschoben. Ein englisch-amerikanisch-japanischer Dreibund im Osten wäre vielleicht nicht unmöglich, aber England ist nicht gewöhnt, in einem solchen Bunde der Zweite zu sein, und dann — gegen wen soll ein solches Bündnis sich richten? Gegen Rußland oder gegen ein mit Rußland verbündetes China? China kann heute den Russen als Gegner unbequem werden, als Verbündeter käme es, auch Japan gegenüber, wenig in Betracht. Oder gegen eine Betätigung der russisch-französischen Interessengemeinschaft in Ostasien? Anfänglich hat man sich ja in Paris nicht genug gegen den Gedanken wehren können, daß Frankreich dem *Ami et Allié* auch in Ostasien verpflichtet sei. Noch vor kurzem konnte man in einer angesehenen Pariser Revue lesen, daß der russisch-französische Notenaustausch — der Gegenzug gegen das englisch-japanische Bündnis — inhaltlos und folglich inutiles gewesen sei. Mit Wohlgefallen konnte man sich in der Idee einer englisch-französischen Intimität. Den *Ami* in Nöten gab „Marianne“ leichtes Herzens auf und spannte den Flirt mit dem Nachbar am Kanal; ein englisches Blatt erklärte verbindlich: Frankreich muß bei England finden, was es von Rußland vergeblich erhofft hat — Elsaß-Lothringen.

Aber seit einigen Tagen scheint in die englisch-französische Suppe ein Haar gefallen zu sein. Die Pariser politischen Kreise zeigen sich besorgt um *Indo-China*, „die Reichskammer des Ostens,“ und die Kammer schilt den Marineminister, daß er nicht genug für die Verteidigung dieser Kolonie vorgesorgt habe. Mit Stirnrünzeln verzeichnen Pariser Blätter, daß ein englischer Admiral das Vorgehen der japanischen Torpedoflotte ohne Kriegserklärung gegen Port Arthur sowie den Angriff auf die russischen Schiffe bei Tschumulpo für vollkommen korrekt erklärt habe. Im heutigen Seekriege könne man nicht anders vorgehen, heute sei der Krieg zugleich die Kriegserklärung. Die Pariser Publizistik beginnt zu prüfen, wie solchen Anschauungen gegenüber die Situation der französischen Häfen beschaffen sei, und Balfours Äußerung, daß wenn die kontinentalen Staaten einen Angriff Englands abwarten wollten, sie ruhig ihre Flotten abschaffen könnten, hat in Frankreich einen ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht, zumal da bald darauf die Versicherung folgte, daß die englische Flotte immer stärker als die russisch-französische sein werde. Um das Maß voll zu machen, graben englische Blätter die „Schlacht bei Dorking“ wieder aus oder erfinden eine neue, die auf der Voraussetzung beruht, „eine andre feindliche Flotte“ habe die englische geschlagen, und Deutschland schicke nun von den ostfriesischen Häfen aus, wo alles seit langer Hand sorgfältig vorbereitet sei, eine Landungsflotte nach England hinüber. Mit Maßnahmen zur Küstenverteidigung gegen einen deutschen Angriff hat man sich drüben ohnehin seit längerer Zeit beschäftigt. Abgesehen von dem Hafen am Firth of Forth, der sich direkt gegen Wilhelmshaven richtet, werden schwere Batterien an bestimmten Küstenpunkten gebaut und armiert. Dieses Doppelspiel in der englischen Presse, gleich-

zeitig ein englisch-französischer Krieg gegen Deutschland und ein englischer gegen Frankreich, dabei ein fortgesetztes Schüren gegen Deutschland verbunden mit tiefen Verbeugungen vor Rußland, die Brüstierung des so englandfreundlichen russischen Botschafters von Benkendorf durch ein Blaubuch und zugleich ein Verbot an die Singspielhallen, die Volksstimmung gegen Rußland und den Zaren zu montieren — das alles sollte eigentlich den Schluß zulassen, daß die englische Politik sich an einem Scheidewege befindet, aber über die weiter einzuschlagende Richtung im unklaren ist. Wenigstens was Ostasien anbelangt. Dort einzugreifen hat England zunächst kein Interesse. Es könnte das auch nur zur See tun, und da fehlt es an einem Kampfobjekt. Einstweilen hält ja die japanische Flotte die russische in Schach. Mit Truppen in die Mandschurei zu gehn, dafür würde England sich bestens bedanken, es hat an kostspieligen Vergnügen dieser Art vollständig genug. Die großen asiatischen Interessen Englands liegen vielmehr auf der Linie vom Persischen Golf bis Tibet, dort handelt es sich um den direkten Schutz Indiens und der Grenzländer. Während des südafrikanischen Krieges hat Kaiser Nikolaus der Königin Viktoria bekanntlich das Versprechen gegeben, daß er die Verlegenheiten Englands nicht ausnutzen wolle. Ob England jetzt bereit sein wird, Reziprozität zu üben, oder ob es mit Beschleunigung alles daran setzen wird, durch Befestigung vorgeschobener Positionen in Mittelasien und durch Etablierung einer Hegemonie über Persien dem bisher so unaufhaltamen russischen Eroberungsgange Halt zu gebieten?

Auf dem eigentlichen Kriegstheater wird England ruhig zusehen, solange Rußland dort keinen Verbündeten hat, oder bis die Chinesen etwa in den Krieg eingreifen und dann ein neuer Aufstand gegen die Fremden in China die unvermeidliche Folge sein wird. Dann würden freilich Situationen eintreten, die auch uns nicht gleichgültig lassen könnten. Bei jeder Gebietsverschiebung in Ostasien infolge des Krieges könnte England „zur Herstellung des Gleichgewichts“ Kompensationen verlangen, wenn es sich nicht schon vorher vertraulich mit Rußland darüber verständigt, und auch diese Kompensationen könnten unsre Interessen betreffen. England leistet schon durch eine bloße Sympathie, fern von jedem aktiven Beistande, Japan die wertvollste Hilfe, indem es den russischen Schiffen im Mittelmeer, am Suezkanal usw. die Kohlen versagt, und es so jedem russischen Geschwader, das nicht eine Kohlenflotte mit sich führt, fast unmöglich macht, nach Ostasien zu gelangen. Die trefflich redigierten Wochenübersichten der „Marine-Rundschau“ haben zwar ein Verzeichnis der Rußland zur Verfügung stehenden Kohlenstationen gegeben, aber ob dort Kohlen in größerem Umfange zu erhalten sein werden? Man erinnere sich, daß als Prinz Heinrich mit der „Deutschland“ hinausging, England an allen Häfen von Port Said bis Hongkong sämtliche Kohlenvorräte aufgekauft hatte, und es nur dem energischen Zugreifen eines deutschen Konsuls zu verdanken war, daß die deutschen Schiffe unterwegs noch Kohlen fanden. Unter diesen Umständen ist es wenig wahrscheinlich, daß Rußland im Frühling seine Ostseeflotte nach Ostasien senden oder gar einen Versuch mit der Flotte des Schwarzen Meeres machen wird. Sogar wenn England seine Zustimmung gäbe, daß die letztgenannte die Dardanellen passiere, würde Rußland im eignen Interesse diese Geschwader zuhause lassen, weil es England gegenüber wehrlos wäre, sobald es in der Ostsee und auf dem Schwarzen Meere keine Flotte mehr hätte. Bedingung für diese Entsendung wäre eine absolut korrekte Neutralität Englands und die formelle Zusage, daß England gegen Rußland keinen Krieg führen werde. Aber auch nach Überwindung all dieser Wenn und Aber käme immer noch das größte — die Balkanfrage.

Die Absendung der Flotte des Schwarzen Meeres nach Ostasien käme einem Verzicht Rußlands auf seine aktive Beteiligung an der Lösung der Balkanwirren gleich, eine Rolle, in die kein russischer Kaiser willigen kann. Von dem Augenblick an wäre Rußland mit seinen Balkaninteressen England auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert.

Um so bemerkenswerter ist es, daß jüngst der „Figaro,“ anscheinend als Dolmetscher italienischer Anschauungen, für die freie Durchfahrt der russischen Flotte durch die Meerengen eintrat und dies im Namen der Neutralität verlangte. Er führte dabei aus, die Bedeutung des Prinzips der Neutralität bestehe in der Anerkennung des absoluten Rechts der Kriegführenden, sich ohne jede fremde Einmischung zu schlagen und zu verteidigen. Einem der Kriegführenden das Recht versagen, von allen seinen Hilfsmitteln Gebrauch zu machen, verriete die Absicht, ihn seinem Gegner gegenüber in die Bedingungen militärischer Inferiorität zu versetzen, das heiße soviel als diesem eine indirekte Hilfe gewähren. Rußland werde im Notfalle diese Anschauungen bei den Mächten geltend machen und — so schließt der „Figaro“ — bei der italienischen Regierung dabei keinem Hindernis begegnen. Wir glauben nicht, daß Rußland seine europäischen Küsten entblößen wird, um in Ostasien Seesiege zu erringen, wo es bei gehöriger Umsicht und Nachhaltigkeit des schließlichen Erfolges zu Lande unbedingt sicher ist. Die Entsendung der Flotte nach Ostasien würde die militärischen Verhältnisse in Europa sehr zu seinen Ungunsten verschieben.

Der Herr Abgeordnete Dr. Beumer hat sich in der Reichstagsitzung vom 6. dieses Monats darüber beklagt, daß die „Grenzboten“ die von ihm eingebrachte Resolution zum Militäretat, wonach die Soldaten im Urlaubsfalle freie Eisenbahnfahrt haben sollen, als den Weg zur Parlamentsarmee bezeichnet hätten. Die Partei verlange nicht, Urlaub erteilen zu können, sondern wünsche nur, daß im Falle des Urlaubs die Fahrt auf der Eisenbahn frei sei. Der Herr Abgeordnete hat für die nationalliberale Resolution recht, aber die freisinnige, die denselben Gegenstand behandelt (Nr. 241), geht viel weiter und verlangt „mindestens einmal während der Dienstzeit“ für eine Reise in die Heimat freie Hin- und Rückfahrt. Hier wird die Sache also schon obligatorisch. Nicht gegen den Wunsch als solchen haben wir uns gewandt, sondern gegen die Form der Resolution, die in den Augen der Menge den Charakter eines dem Soldaten zustehenden Rechts annimmt und deshalb gerade in Heeresjahren von allen staatserkhaltenden Parteien vermieden werden sollte. In der Sache selbst gehn wir sogar noch weiter als die beiden Resolutionen und wünschen, daß der Sold während einer Urlaubszeit bis zu vierzehn Tagen, soweit es sich nicht um Ernteurlaub handelt, womöglich nicht einbehalten werde, zumal der Soldat ja auch während des kurzen Urlaubs Soldat bleibt.

Wir haben also keinen Einwand gegen die Sache, sondern gegen die Form der Resolution des Reichstagsbeschlusses erhoben und sind der Meinung, es würde eine viel bessere Wirkung gehabt haben, wenn die Parteien übereinstimmend einen auf die freie Fahrt bezüglichen Wunsch zu erkennen gegeben hätten, dessen Erfüllung ja bekanntlich gar nicht vom Reich, sondern von den Einzelregierungen abhängt. Das Reich kann höchstens den Abzug des Soldes aufheben. Da nicht überall Eisenbahnen gehn, so hätte zur Vervollständigung der Resolutionen übrigens hinzugefügt werden müssen: „bezw. auch für Beförderung mit der Post oder mit sonstigen staatlichen Verkehrsmitteln.“ Daß die Urlaubserteilung ohnehin längst in einem sehr großen, fortwährend wachsenden Umfange erfolgt, lehrt das militärische Aussehen unsrer Eisenbahnzüge vor und nach den großen Festen zur Genüge. In die zwei Dienstjahre fallen sechs große Feste. Es müßte also, wenn jeder Soldat während seiner Dienstzeit „mindestens einmal“ freien Heimatsurlaub haben soll, zu jedem großen Feste der sechste Teil der Armee und Marine auf Urlaub gehn, das heißt, die deutschen Eisenbahnen müßten zu jedem großen Feste ungefähr hunderttausend Mann hin und zurück befördern. Auch noch in Schnellzügen, wie die freisinnige Resolution verlangt! Außerhalb der Festzeit noch im größeren Umfange Urlaub zu erteilen, dürfte bei der knappen Dienstzeit der Fußtruppen kaum ausführbar sein. Die Beantragung von „Resolutionen,“ die die Interna des Dienstes auch nur annähernd berühren, sollte doch ein privilegium odiosum der Sozialdemokratie bleiben.

g

Ein diplomatischer Scherz Bismarcks? In dem von König Wilhelm dem Ersten am 28. Februar 1866 abgehaltenen Ministerrat, wobei außer dem Kronprinzen und den Ministern auch Moltke und Manteuffel sowie der Vertreter Preußens in Paris, Graf Goltz, zugegen waren, erklärte Bismarck voran und ebenso Moltke und Manteuffel mit den sonst Anwesenden, außer Finanzminister Bodelschwingh, der sich für einen Ausgleich mit Österreich in der schleswig-holsteinischen Frage äußerte, es sei unvermeidlich, falls Österreich nicht freiwillig aus den Herzogtümern weiche, zum Schwerte zu greifen. Aber der Kronprinz widersprach, weil der Krieg mit Österreich ein Bruderkrieg sei, und sich das Ausland gewiß hineinmischen werde. Der König selbst war mit Bismarcks Plan einverstanden, einen engern Bund unter Führung Preußens zu schaffen, worüber er übrigens schon vor der Berufung Bismarcks einen Plan durch den Grafen Bernsdorff den deutschen Höfen hatte mitteilen lassen; nur scheute er vor einem Kriege mit Österreich zurück. Aber in diesem Ministerrat überraschte er mit der Bemerkung, der Besitz der Herzogtümer sei eines Krieges schon wert, doch sei eine friedliche Erlangung immerhin wünschenswerter; wenn es aber sein müsse, sei er auch zum Krieg entschlossen, den er, nachdem er Gott gebeten habe, ihm den richtigen Weg zu zeigen, für einen gewagten halte. Den Widerspruch in diesen Worten rügt Heinrich Friedjung in seinem Geschichtswerk: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866“ (Ausfl. 5 von 1901/2, Bd. 1, S. 156), dem dieser Auszug entnommen ist, mit der Bemerkung: „Nur zu gut stimmte das Wort Gottes mit den Wünschen überein, die er sich selbst nicht eingestand.“ Das Ergebnis des Ministerrats war wichtig genug, es geheim zu halten. Unterhandlungen Bismarcks mit Napoleon und Moltkes mit Italien, die ja nur auf einen Krieg mit Österreich gerichtet sein konnten, konnten nicht verborgen bleiben. Aber Graf Bismarck machte aus seinen großen Plänen ebensowenig ein Geheimnis wie aus dem Widerstreben des Königs. Ein von Moltke ausgearbeiteter Entwurf zu einem Angriffskriege gegen Österreich, der mit einem überraschenden Überfall Sachsens und einer Überrumpelung der Bundesfestung Mainz beginnen sollte, wurde als ein gegen alles Völkerrecht verstößender Friedensbruch vom König Wilhelm abgelehnt; aber Bismarck kannte den Stolz der habsburgischen Monarchie, die eher einen Krieg wagen, als sich zu einem freiwilligen Zurückweichen in der schleswig-holsteinischen Frage herbeilassen werde, besser als sein König. Die Stimmung am Berliner Hofe und im Kabinett zu Berlin kannte man am österreichischen Hofe aus den Berührungen mit den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft, bis in die königliche Familie, sehr wohl. Diegeleben und Belcredi warteten vor einem plötzlichen Überfall Sachsens und Böhmens durch Preußen. Aus Berlin waren Berichte an das Auswärtige Amt in Wien gelangt, daß gewichtige Vertreter einer solchen Ansicht unter den preußischen Militärs seien. Gerüchte von preußischen Rüstungen, wenn sie auch noch grundlos waren, liefen schon um.

Eine wegen ihres Urhebers Beachtung verdienende Warnung des Bankiers Bleichröder in Berlin, der in finanziellen Dingen Berater Bismarcks wie auch des Grafen Hohenthal, damals sächsischen Gesandten in Berlin, war, und dessen Interesse darin bestand, sich im Falle eines Krieges beiden Parteien zu empfehlen, beunruhigte damals den sächsischen Hof. Bleichröder wollte erfahren haben, daß im Ministerrate vom 28. Februar die Frage eines Überfalls auf Sachsen ernstlich erwogen worden sei; dabei sei beschlossen worden, Sachsen erst zu besetzen, wenn der Krieg mit Österreich unabwendbar geworden sei, und dann mit der Kriegserklärung sogleich in Sachsen einzurücken. Es mochte das aus dem Moltkschen Entwurf bekannt geworden sein, der sich ja ernstlich mit dem Plan eines preußischen Einfalls in Sachsen beschäftigt hatte. Graf Hohenthal war von dieser Mitteilung aufs äußerste betroffen und gab seiner Regierung sofort Nachricht. Er konnte jedoch Bismarck nicht gut selbst über das ihm von Bleichröder anvertraute Staatsgeheimnis befragen und versuchte es, ihn in anderer Weise zur Aussprache zu veranlassen. Er lud

Bismarck für den 10. März zum Diner ein, und seine Gattin übernahm es, den unbarmherzigen Feind ihres Vaterlands auszuforschen. Bei dem Mahle stellte sie an Bismarck, ihren Tischnachbar, die Frage, ob er wirklich Sachsen überfallen und Österreich bekriegen wolle? Dieser aber, vielleicht nur sein kühnes Spiel fortsetzend, ging ohne Zögern auf den verfänglichen Gesprächsstoff ein und setzte die Gräfin durch anscheinend offenerziges Enthüllen des die Zukunft deckenden Schleiers in Schrecken. „Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin, antwortete er, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, und ich habe mich seit meinem Eintritt ins Ministerium stets damit beschäftigt. Der Augenblick naht; unsre Kanonen sind schon heute gegossen, und bald werden Sie Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, ob unsre verbesserte Artillerie nicht der österreichischen überlegen ist.“ (Daß war nun freilich im folgenden Kriege, nach der Geschichtschreibung, nicht der Fall, wohl aber war das neue preußische Zündnadelgewehr allen Waffengattungen der Österreicher überlegen.) Und Bismarck habe ihr dann, wie erzählt wird, auf die Frage, ob sie sich auf ihre Besizung bei Leipzig oder auf die in Böhmen zurückziehen solle, mit ernster Miene geraten, sie möge ruhig bei Leipzig bleiben, denn in der Nähe ihres böhmischen Schlosses würden die Österreicher angegriffen und geschlagen werden. Ob dies bloß die Verpottung einer neugierigen Fragerin oder ein Mittel war, durch die sächsische Gesandtschaft in Berlin die Welt in Besorgnis und Verwirrung zu setzen, konnte in Wien nicht entschieden werden. Herr von Bismarck selbst wurde von mehreren Diplomaten gefragt, was an der Sache sei, und da erwiderte er heiter, er habe sich mit der Dame einen Scherz gemacht.

Freilich lehrten die folgenden Monate, welcher Ernst dahinter verborgen lag.

⊙.

Ein französisches Urteil über die deutschen Offiziere. Den französischen Chauvinisten und Revancheschreibern, die alle Vorgänge im deutschen Heerwesen mit nervöser Spannung verfolgen, haben die jüngsten Militärromane und die deutsche Presse in der letzten Zeit viel Stoff zu hoffnungsfreudigen Betrachtungen gegeben. Eins der wütendsten Heftblätter, *Le Gaulois*, brachte vor einigen Wochen einen Leitartikel von dem Oberstleutnant Roussel, worin er seinen Landsleuten ein Licht über die gefürchteten deutschen Offiziere aufsteckt. Da seine Betrachtungen in der Übersetzung viel von ihrer Tollheit verlieren würden, so geben wir einige der Phrasen im Urtext:

Le corps des officiers, autrefois si rigoureusement sélectionné semble, s'abandonner à je ne sais quel tourbillon de passions violentes, où sombrent peu à peu sa dignité, son prestige et son autorité. Il se lasse d'une austérité qui jadis avait fait sa force, et, s'il garde sa morgue désagréable, avec quelques qualités professionnelles, c'est qu'il met tout en façade, et masque derrière son attitude hautaine un profond affaissement moral. Je ne veux ni exagérer, ni généraliser à l'absurde. J'entends simplement résumer des impressions acquises, avouées, que nul, même parmi les chauvins allemands, ne dissimule, et auxquelles le souverain lui-même ne reste pas indifférent.

Pour les sous-officiers, qui constituaient naguère une des bases les plus solides de l'édifice, il en va pis encore. On nous les présente comme le terrain d'élection de la corruption et de l'immoralité.

Ajoutez à cela, — et les procès incessants sont là pour le prouver — qu'il n'existe dans l'armée allemande aucun lien moral entre le chef et le subordonné. Tandis qu'en France, malgré tous les efforts des antimilitaristes, les rapports hiérarchiques sont constamment fondés sur le respect, l'estime et l'affection réciproques, ils se résument chez nos voisins, en brutalités sanglantes et en violences de fous furieux. L'officier y forme une caste; le sous-officier une classe; le soldat un troupeau, qu'on mène à coups de plat de sabre, quand ce n'est pas à coups de poing.

Telle est la situation exacte de cette armée!

Die Großstadt. Außerhalb des Königreichs Sachsen wird es kaum bekannt sein, daß der am 22. Juni 1882 gestorbene Großkaufmann Franz Ludwig Gehe in seinem Testament zwei Millionen Mark für den doppelten Zweck bestimmt hat: „erstens eine geeignete Vorbereitung und Ausbildung von Männern, die sich dem Dienste der Gemeinden oder einer andern öffentlichen Wirksamkeit widmen wollen, zu unterstützen; zweitens Herren, die ohne für ihr Alter sorgen zu können, ihr Leben in verdienstlicher Weise dem öffentlichen Wohle geweiht haben, beim Versagen ihrer Kräfte, durch Aufnahme in ein zu begründendes Herrenstift, eine Art modernes Prytaneum, oder nach Umständen durch Verleihung von Gelbbenefizien vor Bedrängnis zu bewahren.“ Den ersten dieser beiden Zwecke sucht die Gehestiftung, die ihr vorläufiges Heim als Untermieterin des Vereins für Erdkunde in Dresden, Kleine Brüdergasse 11, gefunden hat, durch Veranstaltung von Vortragszyklen, Einzelvorträgen, Diskussionsabenden und durch eine über 50 000 Schriften umfassende Bibliothek mit Lesesaal zu erreichen, die sie den Bildungsbedürftigen zur Benutzung darbietet. Im Winter 1902/3 nun hat die Gehestiftung durch einen Vortragszyklus die Fachleute auf die bevorstehende deutsche Städteausstellung vorbereitet, und der Sekretär der Gesellschaft, Herr Theodor Petermann, hat dann durch die Veröffentlichung dieser Vorträge (Die Großstadt, als neuntes Jahrbuch der Gehestiftung 1903 bei Zahn und Jaensch in Dresden erschienen) eine bleibende Frucht der Ausstellung auch solchen gereicht, die sie nicht besucht haben.

Im ersten der sieben Vorträge behandelt Karl Bücher „die Großstädte in Gegenwart und Vergangenheit“ und zeigt, daß die moderne Großstadt von der asiatischen Despotenresidenz, der klassischen Polis und der mittelalterlichen Stadt etwas grundverschiedenes, ja nach dem hergebrachten Begriff eigentlich überhaupt keine Stadt mehr ist (was die englische Bezeichnung dieser neuen Erscheinung durch den neuen amtlichen Ausdruck Urban District — zum Unterschiede von Borough und Town — rechtfertigt), und daß auch das Schlagwort vom Zuge nach der Stadt nicht zutrifft. Bei dem vormals nie dagewesenen Wachstum der Bevölkerung hätten die Großstädte auch ohne Zuzug durch ihren innern Zuwachs bedeutend anschwellen müssen; der Zuzug bleibe allerdings nicht aus, aber die Bewegung sei nicht gerade auf die Stadt gerichtet — viele alte Städte verkümmerten sogar —, sondern auf den Ort der größten Erwerbsmöglichkeit, und das sei ebenso oft eine Land- wie eine Stadtgemeinde. Nicht so viel wie Verstädterung bedeute die heutige Binnenwanderung (zunächst, würden wir hinzusetzen, denn am Ende bleibt sie nirgends aus), sondern nur Anhäufung der Volksmassen an den Orten mit der besten Aussicht auf Erwerb.

Es handelt sich also bei der heutigen Verteilung der Bevölkerung um die letzte der vier Beziehungen des Volks zu seinem Boden, von denen Friedrich Ratzel in seinem Vortrage über „die geographische Lage der großen Städte“ ausgeht; dem Menschen ist sein Boden: Wohnstätte, Heimat, Schutzgebiet und Nährboden. Es versteht sich, daß der Meister anthropogeographischer Darstellung diese vier Beziehungen an den Großstädten mit der Anschaulichkeit darlegt, die man bei ihm gewohnt ist; auch eine Anzahl von Plänen gibt er bei. Da die vierte der genannten Beziehungen schon an sich für die Bewohner eines Ortes einen weitem Lebens- und Wirkungskreis abgrenzt als die andern drei — wenn man bei einer so schwankenden und unbestimmten Beziehung von abgrenzen reden darf —, der heutige Verkehr aber für die Industrie- und die Handelsorte einander kreuzende und deckende Erwerbskreise schafft, deren jeder sich über den ganzen Globus ausdehnen kann, so ist die Verkehrslage Hauptbedingung für das Entstehen einer Großstadt. Am Schluß hebt Ratzel eine Leistung der Städte hervor, an die bisher noch wenig gedacht worden ist, die aber, einmal erkannt, wohl als die wichtigste geschätzt werden wird. „Als die Siedlungen so groß und so fest geworden waren, daß der siegreiche Eroberer eines Landes sie nicht mehr mit leichter

Mühe zerstören konnte, war ein großer Fortschritt im Völkerverleben gemacht: Staaten konnten nicht mehr vollkommen entwurzelt, Völker nicht mehr zerstreut werden, auch nach der tiefsten Niederlage blieb von einem Volke noch etwas übrig. Dadurch gewannen die Städte eine höhere Bedeutung für die Dauer der Völker und zumal der Staaten. So weit es einen Fortschritt in der Geschichte gibt, muß er in der Förderung der Arbeit des heutigen Geschlechts durch die Verührung mit dem Ertrage der Arbeit des gestrigen liegen. Für diese Erhaltung und Vermehrung der Kulturgüter sind die Städte als Lebenszentren und als Denkmäler geschaffen."

Dr. Georg von Mayr spricht über „die Bevölkerung der Großstädte,“ und zwar über ihre Zusammensetzung, Schichtung, Körperbeschaffenheit und Fruchtbarkeit. Die Frage, ob der Mensch in der Großstadt degeneriere, ist ungeheuer wichtig, weil heute in Deutschland schon jeder sechste Mensch (in England jeder dritte) ein Großstädter ist; 1850 war (nach Bücher) unter 38 Deutschen 1 Großstädter, 1870 unter 20, 1880 unter 13, 1890 unter 8. Mayr nun zeigt in einer Übersicht über die statistischen Untersuchungen, wie ungemein schwierig die Beantwortung der Frage ist, und daß vorläufig das statistische Material zur Beurteilung der äußerst verwickelten Verhältnisse, die da in Betracht kommen, noch gar nicht verarbeitet ist. Er warnt vor voreiligen Übertreibungen nach beiden Seiten, läßt aber durchblicken, daß das vorhandne Material in Beziehung auf Militärtauglichkeit und Geburtenüberschuß den Pessimisten einigermaßen Recht zu geben scheint. Auf die bange Frage: Wie lange noch wird und kann das so weiter gehn mit dem Wachstum? antwortet er mit dem Trost: Gott wird weiter helfen!

Im vierten Vortrag über „die wirtschaftliche Bedeutung der Großstädte“ von Professor Dr. Waentig wird zunächst ein Überblick über die fortschreitende Verstädterung der Vereinigten Staaten gegeben und dann fortgefahren: „Merkwürdig ist es nun, daß Deutschland . . . trotz großer natürlicher und kultureller Verschiedenheiten im allgemeinen doch die gleichen Entwicklungstendenzen erkennen läßt.“ Nein, das ist gar nicht merkwürdig. Wo anders soll denn unser jährlicher Überschuß hin als in die Städte, da doch der landwirtschaftliche Grund und Boden verteilt und in festen Händen ist? Dagegen ist es merkwürdig, daß die noch so schwach besiedelten Vereinigten Staaten schon diese bei uns durchaus natürliche Entwicklung mitmachen, und dafür muß man allerdings mit Waentig die „kapitalistische Verkehrswirtschaft“ verantwortlich machen. Daß zu den Ursachen, die bei uns den an sich unvermeidlichen Prozeß verstärken und beschleunigen, die allgemeine Militärdienstpflicht gehört, die den jungen Mann im entscheidenden Alter aus seinen Verhältnissen herausreißt, dem Dorfleben entfremdet und mit den wirklichen und den Scheinvorzügen des Stadtlebens bekannt macht, hat keiner der Vortragenden erwähnt. Am Schlusse der Abhandlung wird der neue Mensch gepriesen, den die Großstadt erzeugt hat, dessen hervorstechender Charakterzug höchste geistige Wachheit, dessen Daseinsprinzip größte Lebensintensität in Arbeit und Genuß sei. Und auch noch die Überspannung und Überreizung wirke Gutes: sie erzeuge die Sehnsucht nach dem Lande. „Nicht der Ländler mit seinem dämmerhaften Bewußtsein, der Städter, der Großstädter war es, der das Land ästhetisch entdeckte.“ Zukunftsideal sei die wechselseitige Durchdringung von Stadt und Land, ihre Verschmelzung zu einer höhern Einheit. (Hier hätte die Deutsche Gartenstadtgesellschaft erwähnt werden können, die freilich wohl noch nicht gegründet war, als der Vortrag gedruckt wurde. Eben geht uns die Nummer 5 ihrer Korrespondenz zu. Als Geschäftsstelle ist Schlachtensee genannt; für den Vorstand zeichnet Heinrich Hart.)

Dr. Simmel liefert in seinem Vortrag über „die Großstädte und das Geistesleben“ eines seiner feinen und sauberen seelenanatomischen Präparate, die man weder auszugswweise wiedergeben noch durch Vorlegung von Probestücken empfehlen kann. Besondere Beachtung verdient in dieser Röntgenphotographie der Psyche des Großstädters der Gedanke, daß es hauptsächlich die Wucht des objektivierten, des in einer

Unmasse von Erzeugnissen verkörperten und vergegenständlichten Geistes ist, was die Einzelpersönlichkeit zu erdrücken droht und sie reizt, sich wenigstens durch Absonderlichkeiten geltend zu machen.

Theodor Petermann verfolgt in seiner Abhandlung über „die geistige Bedeutung der Großstädte“ die geistige Entwicklung Deutschlands von der Klosterzelle bis in die Großstadt und stellt namentlich das Verhältnis des Buchdrucks, der Presse und der Universitäten zu den Großstädten dar; er zeigt u. a., warum in früherer Zeit die Hochschulen auch in kleinen Städten gedeihen konnten, heute aber der Großstadt bedürfen. Es ist jedoch „kein Gefühl ungemischter Freude, mit der man schließlich auf die Ansammlung so vieler geistiger Potenzen und Impotenzen in den Großstädten hinblicken kann. . . Die Großstadt ist zumeist eher eine Feindin als eine Freundin der großen Originale, die sich dem landläufigen Mittelmaße nicht einfügen wollen. Hat freilich eine nicht tot zu machende Kraft diesen Widerstand überwunden, dann bietet ihr die Großstadt einen ungeheuern Resonanzboden.“

Professor Dr. Dietrich Schäfer behandelt „die politische und militärische Bedeutung der Großstädte.“ Er weist u. a. nach, daß der Konstitutionalismus noch mehr konzentriert als der Absolutismus. Und ihm kommen auch noch die heutigen Verkehrsanstalten zu Hilfe. Für den Großstädter, der ja die Politik macht, ist das Land gar nicht mehr vorhanden. „Wenn man in einer der schönen süddeutschen Universitätsstädte einen Studierenden fragt, was er denn auf der Hin- und Herreise nach seiner Berliner oder Hamburger Heimat Schönes und Interessantes gesehen habe, erhält man in neun unter zehn Fällen die Antwort: was es denn da zu sehen gebe? Die Reise wird in der Regel bei Nacht gemacht.“ Wenn beschrieben wird, wie im modernen Europa die Hauptstädte die Politik machen, und dann bemerkt wird, nur in England nicht, so hätte doch auch der Grund dieser Ausnahme angegeben werden müssen. England ist eine aristokratische Republik mit monarchischer Fassade. Es sind also die Landlords, die Fabrikanten und die Großhändler, die die Politik machen. Von diesen drei Bestandteilen des herrschenden Körpers residiert nur ein Teil des dritten in London, denn London ist keine Fabrikstadt. Und es ist darum auch nicht sozialdemokratisch, denn der größte Teil seiner untern Mittelstandsschicht besteht aus Leuten, die vom Handel ihr Brot haben; das Lumpenproletariat aber kommt politisch nicht in Betracht. Von England im allgemeinen wird gesagt, daß dort „eine grundsätzlich umstürzlerische Richtung trotz freier Verfassung und noch freierer politischer Gewohnheiten in den vertretenden politischen Körperschaften bis jetzt kaum zu Worte gekommen ist.“ Wir würden nicht trotz sondern wegen geschrieben haben; selbstverständlich ist die freie Verfassung nicht die einzige Ursache. Daß in Frankreich der Sozialismus, trotz Bloch (Sozialisten, die liberaler Kardinal, der Papst wird), schwächer ist als in Deutschland, erklärt sich, was Schäfer nicht gehörig hervorhebt, aus dem Umstande, daß Frankreich mit seiner stationären Bevölkerung immer noch mehr Agrarstaat als Industriestaat ist.

Anthropogenie. Unsere Ansicht über Haeckel haben wir so oft und so gründlich ausgesprochen, daß wir nicht nötig haben, an das Erscheinen der vorliegenden zwei prachtwoll ausgestatteten Bände (Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von Ernst Haeckel. Fünfte Auflage. Leipzig, Wihl. Engelmann, 1903), die bei der Popularität des Verfassers reißenden Absatz finden werden, lange Erweiterungen zu knüpfen. Obwohl Laien in der Zoologie, vermögen wir doch die Verdienste zu würdigen, die sich der eifrige Forscher um die Anatomie, Morphologie und Biologie erworben hat, und sind ihm dankbar für die Aufdeckung des Zusammenhangs der Reimesgeschichte mit einer zwar hypothetischen aber wahrscheinlichen Stammesgeschichte. Dagegen bleiben wir dabei, daß die Beschreibung des Verlaufs der Entwicklung noch keine Erklärung, die Erhebung der Naturwissenschaft zur Naturphilosophie zwar ein Verdienst, die Verachtung der sich bescheiden auf exakte

Beschreibung beschränkenden Naturwissenschaft aber nicht gerechtfertigt ist, und daß der Naturphilosoph seine Zuständigkeit überschreitet, wenn er seine hypothetischen Erklärungsversuche als Dogmen verkündigt, die in Zukunft statt der Dogmen des Christentums gelten sollen. Noch dazu tut Haeckel das oft in beleidigender Form, so im Vorwort zur fünften Auflage. Er schreibt da von seinem Buche über die Welträtsel: „Wenn diese »Gemeinverständlichen Studien über die monistische Philosophie« sich eines ungewöhnlichen Erfolgs erfreuten, so schreibe ich denselben keineswegs einem besondern Vorzuge meines Buchs zu, sondern vielmehr dem lebhaften Wunsche weiter Bildungskreise, mit den Ergebnissen der fortgeschrittenen Naturphilosophie bekannt und von dem Aberglauben der herrschenden Theologie und Metaphysik befreit zu werden.“ Wenn der Zoolog vom Aberglauben der Theologie und der Metaphysik spricht, dann haben auch der Theolog und der Metaphysiker das Recht, den Glauben der Darwinianer an Darwins und Haeckels Hypothesen Aberglauben zu schelten.

Anmerkung zum Aufsatz: „Der Held von Graudenz“ (Grenzboten, Heft 5, 7 und 8). Infolge eines Versehens, an dem ich allein die Schuld trage, ist der Hinweis auf die Benutzung von Frölich: De Courbière, Graudenz 1890, verabsäumt worden. Frölich hat zuerst die Legende zerstört, wonach Courbière die Worte gesprochen haben soll: „Dann bin ich König von Graudenz.“ Auch hat er den Nachweis erbracht, daß dem alten Helden mit Unrecht der Vorwurf der Grausamkeit und Härte gemacht worden ist. Das soll hierdurch richtig gestellt werden.

Walter Berg



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

